

Zwischen Fakten und Fiktion

LITERATUR Ein Journalist schreibt über den scharfen Rechtsrutsch einer Wochenzeitung: Eine Abrechnung mit der «Weltwoche» – oder doch mehr? Ein Klärungsversuch mit dem Autor Bruno Ziauddin.

Er ist charismatisch, intellektuell brillant und hat machiavellische Züge. Auch sonst hat er ein paar Gemeinsamkeiten mit dem Mann, der 2001 die Chefredaktion der «Weltwoche» übernahm und mittlerweile auch Inhaber und Verleger dieses Wochenblatts ist, neben seinem jüngsten Job als Nationalrat: Roger Köppel, der das ehemalige Flaggschiff eines weltoffenen Journalismus hart an den rechten Rand gefahren hat. Die Rede ist von T. – fiktive Figur des Romans «Bad News», der soeben erschienen ist. Geschrieben hat das Buch Bruno Ziauddin, einer der angesehensten Journalisten des Landes, der von 2002 bis 2008 bei der «Weltwoche» war. In seinem Roman hat er kaum versteckt biografische Parallelen eingearbeitet. Und auch die Parallelen zu Köppel sind deutlich zu erkennen. Ist das Buch also eine Abrechnung mit Köppel, der heute zum Buhmann der Linken avanciert ist?

Als er zum vereinbarten Termin in Zürich kommt, sieht der fünfzigjährige Autor aus wie ein etwas in die Jahre gekommener Lausub, der sich in die Schule trollt. Im Gespräch ist Bruno Ziauddin aber zuvorkommend und bescheiden. Und er verneint sofort: «Der Roman ist nicht als Abrechnung angelegt.» Ihm sei es um den Wandel des Zeitgeists gegangen. Die scharfe Rechtskurve der «Weltwoche» sei der reale Ausgangspunkt, den er selbst miterlebt habe: «Es passiert selten, dass man das Gefühl hat, man sei gerade an einem Ort, wo sich etwas fundamental ändert.»

Die «Weltwoche» ist kein Einzelfall. Eine ähnlich scharfe Kurve schlug die «Basler Zeitung» ein. Ein Rechtsrutsch zeigt sich auch bei europäischen Blättern oder bei manchen Kolumnisten. «Seit dem Mauerfall und 9/11 gibt es eine Verhärtung in den Denkmotellen: Uneindeutigkeit und Ambivalenz werden abgelöst durch eine Polarisierung: Man ist entweder für etwas oder dagegen», sagt der Autor. Zwischentöne würden platt gewalzt. Was zurückbleibt, ist Blut – im Fall von «Bad News» viel Blut.

Schlau, interessiert

Diesen Wandel lässt Ziauddin die Hauptfigur, sein fiktives Alter Ego, erleben: M. ist ein vielversprechender Nachwuchsjournalist, er ist schlau, interessiert, er beobachtet genau, hat eine gesunde Portion Selbstironie, und er will sich nicht festlegen – ob es um die Beziehung mit seiner ma-

«Konnte es sein, dass eine stramm linke Position zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein Indiz für intellektuelle Verschnarchtheit war?»

Aus dem Roman «Bad News»

zedonischen Freundin Karina geht oder darum, auf einen Schlag neun Redaktoren zu entlassen. Denn zu Letzterem zwingt ihn schon bald sein Chef: Gehen müssen schliesslich «exakt jene, die du abgesegnet hast». Für M. kann von «absegnen» allerdings nicht die Rede sein. Pikantes Detail: Ab zehn Entlassungen hätte T. einen Sozialplan ausarbeiten müssen.

In den letzten zwanzig Jahren zeichnete sich ab: Die Linke hat die Ängste des kleinen Mannes zu wenig wahrgenommen. Das Vakuum haben rechtskonservative Kreise gefüllt. «Sie hassen leidenschaftlicher», schreibt Ziauddin in seinem Roman. Auch M. erliegt der Verführungskraft seines Chefs, bald schon gehen ihm «die ewig gleichen Formulierungen aus dem rot-grünen Sprachknigge» auf den Geist: «Ebenso gut konnte man einer Tonbandaufnahme aus den Siebzigerjahren lauschen.» Und Ziauddin lässt sein Alter Ego überlegen: «Konnte es sein, dass eine stramm linke Position zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein Indiz für intellektuelle Verschnarchtheit war?»

Verhärtung der Fronten

«Bad News» ist eine Verschmelzung von Fakten und Fiktion. In seinen stärksten Momenten ist das Buch eine scharfsinnige und höchst unterhaltsame Analyse von Machtstrategien, aufgemischt durch eine temporeiche Sprache, die sich alltagsnah gibt und Popelmente integriert. Dafür gibt es Vorbilder. Bei Ziauddin sind sie unschwer zu erkennen. In einer Kolumne bekannte er, wie er über den Roman «Fegefeuer der Eitelkeiten» von US-Autor Tom Wolfe zum Schreiben gefunden habe. Wolfes jüngstes Buch «Back to Blood» nahm Ziauddin

zum Anlass für einen Essay in der «Zeit» – über genau jene Verhärtung der Fronten.

Der Autor scheint nicht glücklich darüber, wie bisherige Buchbesprechungen des «wie ein Rorschachtest» auf die realen Bezüge fokussieren. Aber: Als erfahrener Medienmann muss er gewusst haben, dass die Medien das Buch als Köppel-Roman lesen würden. War das nicht kalkuliert? Zumal der erste Bericht über das Buch im «Magazin» des «Tages-Anzeigers», wo Ziauddin heute als Redaktor arbeitet, just mit einem Bild von Köppel aufgemacht war. Ziauddin grinst, wird aber sogleich wieder ernst. Der Stoff habe ihn beschäftigt. Und ja, vielleicht sei er naiv gewesen.

Auch er hat Notizen zum Gespräch mitgebracht. «Wieso haben Sie keine Frage zu Damir gestellt?», will er am Schluss wissen. Wie recht er hat! Der zweite Erzählstrang seines Buches handelt von einem bosnischen Muslim. Dieser liest «die wichtigste Wochenzeitung des Landes», vor allem aber auch die Onlineleserkommentare. Zuschreibungen wie «Kopftuchschlampe», «Ziegenficker», «Terrorreligion» treiben ihn in die Moschee und dort in die Arme eines Radikalen. Diese Figur beruhe auf journalistischen Recherchen, erzählt Ziauddin ungefragt. Damir erscheint jedoch blasser als die Hauptfigur. Und er wirkt plotgesteuert. Vor allem: Diese Figur wurde von der Realität überholt. Seit dem Attentat von Boston, spätestens seit «Charlie Hebdo» oder den jüngsten Anschlägen von Paris ist die Radikalisierung von – arabischstämmigen – Muslimen, denen die Teilhabe an der Gesellschaft verwehrt wird, schon fast ein Gemeinplatz.

Es ist die Ironie dieses klug angelegten und rasant geschriebenen Medienromans: Mit Blick auf die Pegida-Bewegung oder die Diskussion über die Übergriffe in Köln ist das Buch brandaktuell, daneben fällt es aber auch seinem eigenen Thema zum Opfer. Das zeigt sich etwa bei den bisherigen Onlinekommentaren. Sie beschränken sich zumeist auf ein Thema – pro oder kontra «Weltwoche». Anne-Sophie Scholl



ZUR PERSON

Bruno Ziauddin (50) ist Sohn eines indischen Ingenieurs und einer Schweizer Krankenpflegerin. Neben leitenden Funktionen bei der «Weltwoche», später der «annabelle» und heute beim «Magazin» schrieb er den Bestseller «Grüezi Gummihälse» und das autobiografische «Curry-Connection». Für seine Texte wurde er mehrfach ausgezeichnet. ass
«Bad News», Bruno Ziauddin, Nagel & Kimche, 208 Seiten. Buchpremiere: 11. Februar, 20 Uhr, Kaufleuten, Zürich.

Intelligenter Unterhalter

NACHRUF Er war einer der bekanntesten Fernsehmoderatoren. Auch mit seinen Büchern feierte er Erfolge. Am Sonntag ist Roger Willemsen an Krebs gestorben. Er wurde 60 Jahre alt.

Roger Willemsen gehörte zu den bekanntesten deutschen Intellektuellen. In der Schweiz wurde er insbesondere ab 2004 bekannt, als er beim Schweizer Fernsehen den «Literaturclub» moderierte. Als Autor wurde Willemsen vor allem mit essayistischen Reisebüchern wie «Die Enden der Welt» populär. Zuletzt landete er mit seinem Buch «Das Hohe Haus» (2014) einen Bestseller. Dafür hatte er ein Jahr lang das Geschehen im Bundestag von der Tribüne als Zuhörer verfolgt.

Im Fernsehen war Willemsen bereits ab 1991 für den Bezahlsender Premiere mit der Gesprächssendung «0137» zum Shootingstar in der Moderatorenwelt avanciert. Die Show galt als «Talk ohne Tabu», angesiedelt zwischen Politik und Boulevard.

Mehr als 600 Interviews führte er in einem Jahr: Von Audrey Hepburn bis zu Palästinenserführer Arafat waren viele Prominente dabei – darunter auch ein Bankräuber. Sein Anspruch war: «genau zu sein». Nach seinem Wechsel zum ZDF nach Mainz moderierte Willemsen von 1994 bis 1998 «Willemsens Woche». Die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» bezeichnete sein Format als «Muster für intelligente, wenn nicht gar intellektuelle Unterhaltung». Im Sommer 1996 lief seine Porträtreihe «Willemsens Zeitgenossen». Dafür traf der Journalist unter anderem Quincy Jones jr., Michel Piccoli, Vivienne Westwood oder Philippe Starck. sda

Die Operndiva erspart sich den Sprung

OPER Eine der bösesten Geschichten der Opernbühne ist ein ewiger Wiedergänger. Zurzeit lädt das Theater St. Gallen zu einer «Tosca» von eigener Brisanz.

Rom im Juni 1800, die Chiesa della Valle, der Palazzo Farnese, die Engelsburg – Datum und Schauplätze der Handlung von Giacomo Puccinis «Tosca» weisen von der Bühne weg in die wirkliche Welt. Dem erfolgreichsten Komponisten seiner Zeit wird gern die Nähe zur Kinoästhetik nachgesagt und insbesondere «Tosca» als Thriller charakterisiert. Als Kinoereignis wurde denn auch 1992 eine Aufführung an den Originalschauplätzen und zu den originalen Tageszeiten mit der Hinrichtungsszene am frühen Morgen auf der Engelsburg realisiert und damit die Vision vieler ausstattungsreicher klassischer «Tosca»-Inszenierungen überboten.

Erotik und Religion

Nun, die Uraufführung der Oper fand am 14. Januar 1900 ja auch in Rom statt, aber auf der Bühne des Teatro Costanzi. Und dass die Bühne auch mit «Tosca» andere künstlerische Wege gehen kann als den der sozusagen filmreifen Simulation der Geschichte, macht jetzt auch wieder die St. Galler Inszenierung von Alexander Nerlich mit einem darstellerisch wie musikalisch intensiven Ensemble deutlich.

Nicht nur Sound, sondern Dramatik pur ist im Zusammenspiel mit dem Orchester zu hören, das unter der Leitung von Michael Balke in manchmal gar breiten

Tempi auch Puccinis farbige Opulenz voll ausbreitet.

Eine klaustrophobisch düstere und abweisende Atmosphäre vermittelt Stefan Mayers Bühne im grauen Beton des ersten, im morbiden roten Samt des zweiten und in einem metallisch vergitterten Raum im dritten Akt. Die Skulptur der Maria Magdalena, an der der Maler (!) Mario Cavaradossi arbeitet, wird zum symbolträchtigen Requisit, das in allen drei Ak-

ten im Zwielflicht von Erotik und Religion eine Rolle spielt, und im dritten Akt, nun beflügelt und wie abgestürzt, erinnert sie auch an die namensgebende Figur der Engelsburg.

Dass auch das Spiel mehr auf expressionistische Symbolkraft als realistischen Schein zielt, zeigt sich, wenn auf dieser alpträumhaften Engelsburg das Erschiessungskommando – es ist für den Höhepunkt von Scarpias

Zynismus zuständig – schlafwandlerisch taumelnd ans Werk geht. Im ersten Akt waren es der Winterthurer Theaterchor und der Kinderchor des Theaters St. Gallen, die mit ihrem klangstark und taktfest gemeisterten Auftritt auch eine choreografische Verknäuelung darzustellen hatten.

Man mag solch chiffrierten Ausdruck in einer «Tosca» als deplatziert empfinden oder als kon-

sequente Wendung des Stücks ins Kafkaeske wahrnehmen, die Inszenierung insgesamt hat damit ihre entschiedene Wirkung, aber auch ihre Verlustseite, da vordergründiger Realismus in einem Stück, das in der Staats- und Machtsphäre spielt, ja auch zur Essenz gehört: als Fassade, hinter der sich Willkür und Perversion verbergen und ausleben.

Diese Fassade ist hier kaum vorhanden. Der Bariton Jordan

Shanahan spielt weniger den Polizeichef Scarpia in der Larve einschüchternder Autorität und zynischer Nonchalance als den Psychopathen, und schon im ersten Auftritt zeigt er sich unverhohlen als geifernder Lüstling. Der zweite Akt wäre spannender, wenn er auch einen kühl-raffinierten Psycho- und Foltertechniker am Werk zeigte.

Farbig und wild

Dass Shanahan im Bereich pathologischer Gebärden einfallsreich agiert und sich auch mal ein Glas Wein über den Kopf leert, vor allem aber, dass er dabei mit ungeheurer Kraftvollheit und nuanciertem Bariton fasziniert, lässt seine Dämonie zwar farbig und wild erscheinen, aber auch eher abgehoben vom wahren Gesicht des Bösen.

Entlarvung gehört zur «Tosca» auch im Hinblick auf das Künstlerpaar, dessen idealistische Welt im Getriebe des Polizeistaates zerquetscht wird. Beide zeigen dies eindrücklich. Katia Pellegrino füllt mit ausgreifendem Sopran die Statur der Gesangsdiva Floria Tosca aus, die sie auch im Suizid – hier überdeutlich eine grosse Geste mit dem Dolch statt des berühmten Sprungs von der Engelsburg – noch immer ist. Stefano La Colla gestaltet mit nicht eben leicht fließendem Hymnus auf die Kunst, aber dramatischem Tenorglanz einen Cavaradossi, der seine Illusionen durchschaut und schnell weiss, was die Stunde geschlagen hat. Herbert Büttiker

Nächste Aufführungen am 10., 14. und 23. Februar.



Im Zwielflicht: Der Boden der Realität ist nicht ihre Sphäre: Tosca (Katia Pellegrino) ist die Bühnenkünstlerin bis zuletzt.

Toni Suter T+T Fotografie